

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 37 — Sonntag, den 11. September 1938

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Die Felsenburg Kriebstein im Spiegel der Geschichte

Mit wach'ndem Empfinden haben unsere Altvordern bei den Anlagen ihrer Schlösser und Burgen nicht nur die für Verteidigungszwecke günstigsten, sondern auch die landschaftlich reizvollsten Gegenden ausgewählt. Man durchwandere in dieser Hinsicht nur einmal das Zschopautal und immer wieder wird man von der Lage der Burgen überrascht sein. Hat uns der obere Teil der Zschopau mit Wolkenstein, Scharfenstein, Zschopau, Augustusburg und Lichtenwalde begeistert, so wird uns das untere Stück hinter Mittweida aufs neue entzücken. Das Tal wird so eng, daß Straße und Eisenbahn weichen müssen. Nur ein schmaler Fußpfad ringt sich dem Ufer ab. Nachdem das Tal wieder breiter geworden ist, sehen wir rechts und links zwei Schlösser ragen: Ehrenstein und Kriebstein. Dieses trägt noch ganz das Wesen einer alten Ritterburg mit seinen scharfgegliederten, gleichsam aus dem Felsen aufwachsenden Gebäuden, mit seinen Türmen und Mauern. Während in den Kriegsläufen fast alle sächsischen Burgen oft mehr als einmal zerstört wurden, ist Kriebstein unverfehrt geblieben. Eine Zeitlang waren Kriebstein und Ehrenberg dem Ritter Kunz von Kaufungen, der seinen Besitz verloren hatte, übergeben. Als der Kurfürst dem Ritter zu seinem früheren Besitz wieder verholfen hatte, wollte er die beiden Burgen zurückhaben. Da Kunz sich weigerte, den Besitz zurückzugeben, wurde er zur Auslieferung gezwungen. Die Rache dafür war der Prinzenraub. — Unser Bild, das einen köstlichen, waldumrahmten Durchblick nach dem über dem Flusse thronenden Schlosse bietet, läßt nichts davon ahnen, daß zu den Füßen der Burg neuzeitliches Arbeitsleben pulst. Der Württemberger Niethammer pachtete 1856 die früher dem Rittergut Kriebstein gehörige alte, wasserreiche Mühle und betrieb dort Papierfabrikation. 1867 erwarb er das Werk und schuf es zu einem Großbetrieb um. So ragen jetzt zu Füßen des alten Rittersitzes mächtige Schornsteine in die Luft. Ein Maler hat dies reizvolle Nebeneinander gemalt als „Alte und neue Zeit“. Daß trotzdem Kriebstein nichts von seiner altehrwürdigen Schönheit eingebüßt hat, zeigt unser Bild.

Folgen wir zum Schluß noch einem alten Wanderbericht, aus dem wir noch manch Lehrreiches aus Sage und Geschichte der alten Burg erfahren: Auf dem linken Ufer der Zschopau führt ein guter Weg durch Kaufenthal und den Wald nach Kriebstein; man kann aber auch durch das Seitenthal nach Heiligenborn und über Neu-Schönberg gehen; endlich auf dem rechten Ufer der Zschopau über Kriebethal, immer Schloß Kriebstein am Talschlusse vor sich, nach der großen Niethammerschen Papierfabrik, über welcher sich die Burg auf schroffem Felsenvorprünge erhebt. Ueber die Zschopau führt eine bedeckte Holzbrücke, eins jener früher im Erzgebirge vielfach angewendeten, sogenannten

Sprengwerke, wo die tragenden Balken zum Schutze gegen die Witterung mit Bretwänden verkleidet und mit einem Schindeldache bedeckt wurden, so daß der Weg durch eine dunkle, tunnelartige Röhre führte, welche nur spärlich durch ein Paar Fensterchen erleuchtet wurde. Kriebstein liegt äußerst malerisch auf einer Felsenklippe an der Zschopau. Unter den vielen alten Burgen Sachsens ist Kriebstein, urkundlich Crywenstein, eine der wenigen, von denen man Erbauer und Erbauungsjahr kennt. Dietrich von Bernwalde (Bärenwalde) errichtete sie 1387 bis 1407. Der Felsenkegel, auf welchem die Burg errichtet wurde, ward durchbrochen, um den Graben herzustellen, über welchen jetzt eine Brücke von Mauerwerk geschlagen ist. Das Tor führt durch das Hauptgebäude, an welches sich der starke, fünf Stockwerke hohe, im Mauerwerk sorgfältig ausgeführte Hauptturm oder Bergfried anschließt. Dieser Hauptturm ist auf drei Seiten von zwei und drei Stockwerken hohen Gebäuden umgeben, welche zum Teil erst später an- und umgebaut worden sind, so daß nur im vorderen, nordwestlichen Flügel ein Teil der ursprünglichen Einrichtung noch vorhanden ist. Der längliche, gebogene und talwärts geneigte Hof wird von einem Stallgebäude und einem Wirtschaftsgebäude geschlossen, neben welchem die Burg steht, fast senkrecht aus dem Bette der Zschopau. Trotz ihrer Festigkeit wurde Dietrich von Bernwalde 1415 vom Ritter Staupitz auf Reichenstein aus ihr vertrieben.



Friedrich der Streitbare, Landgraf in Thüringen, welcher überhaupt in dieser Zeit in verschiedene kleinere Fehden verwickelt war, belagerte nun Kriebstein. Als die Burg sich ergeben mußte, bewilligte er der Hausfrau freien Abzug, mit allem was ihr lieb wäre. Diese trug ihren Ehemann als das Liebste ihrer Besitztümer auf den Schultern aus der Burg; ähnlich wie von Weinsberg (1140) erzählt wird. Friedrich behielt Kriebstein als verfallenes Lehen für sich. Später kam es an Apel von Bixlum, dann an Kunz von Kaufungen, dann an verschiedene Familien, zuletzt an die von Arnim. Eine Anzahl alter Hakenbüchsen, ein paar Böller usw. schmückten den Eingang. Zahlreiche alte Waffen, Schwerter, Hellebarden, Gefäße und Möbel sind zu sehen. Der Zutritt wird auf Anmeldung gestattet. Gegenüber liegt Schloß Ehrenberg mit seinem Park, und einer Terrasse, von der man einen trefflichen Blick nach Kriebstein hat. Von einer Laube des Kriebsteiner Gasthofes sieht man auf das Tal und das Schloß von der Westseite. Die Zschopau bildet von hier bis Ringethal ein enges Waldtal, welches nur unterhalb Falkenstein sich etwas erweitert. Die 60, 70 und 80 Meter hohen Abhänge sind mit herrlichem Wald bestanden. Auf der etwa 9 Kilometer langen Strecke führt jedoch kein Weg, und wer

die Rücksichtslosigkeiten des sogenannten großen Publikums kennt, verargt es den Grundbesitzern nicht, wenn sie Führung eines Weges durch ihre Holz- und Jagdgründe ablehnten. Von der Kriebsteiner Brücke bis zur Lochmühle führt ein Fußweg, dessen Beschaffenheit jedoch dem Wanderer große Aufmerksamkeit abverlangt; von Falkenhain bis gegenüber der Lauenhainer Mühle geht ein Holzweg; von der Lauenhainer Mühle führt ein Fußsteig an der sogenannten Ruine vorüber, über den Bergvorsprung nach Ringethal. Das Raubschloß, eine künstliche Ruine, soll nach Recenstein, einem bekannten Fabelnerzähler, auf dem Platze der wenigstens vor 800 Jahren zerstörten Burg Grunado (Gozne) gestanden haben. Schumann sagt: „Spuren von doppelten Wällen und Gräben, welche den Felsen umziehen, der als isolierte gegen 40 Meter hohe Klippe die neuen Ruinen trägt, Pfeilspitzen, Schwertklingen usw. sind hier gefunden worden“, und bemerkt weiter: „Die Aussicht ist eine der originellsten im Lande. Der herrlich gewundene und breite Fluß, die Stille des tiefen Tales, kaum vom Raubschloß des Lauenhainer Wehres unterbrochen, der Gegensatz zwischen der anmutigen Aue im Südwest und dem rauhen, engen, von 60 bis 85 Meter hohen, mit Schwarzholz bedeckten Abhängen eingefassten Zschopautale, alles dies gibt eins der interessantesten Naturgemälde, und selbst die Kriebsteiner Gegend weist kein schöneres auf.“ Ringethal liegt in einer der schönsten Auen weit und breit. Das Tal der Zschopau und das breite Wiesenthal des Rossauer Baches vereinigen sich hier. Auf dem Kirchhofe findet man die Reste einer Linde; Schumann schreibt im Jahre 1822 von vier ungeheuren Linden, deren größte über 6 Meter im Umfange hatte. Hier soll Luther im Freien gepredigt haben. Obgleich diese Sage durch nichts beglaubigt ist, wird zu Fastnacht eine Gedächtnispredigt gehalten. Das Schloß hat auf drei Seiten Wassergräben; auf der vierten eine große Freitreppe. Von seinen Umgebungen schreibt Schumann: „Angenehme Spaziergänge und Anlagen. Ihr Charakter ist durchaus jene Einfachheit und Mäßigung, welche der echte Geschmack immer beobachtet, und welche viel inniger anspricht, als die Zusammenhäufung von Anlagen, die man in manchem Parke trifft.“

Kreuzwege im Volksglauben

Hand aufs Herz — lieber Leser — Du wirst mir zugeben, daß wir uns — so modern wir uns auch veranlagt dünken — doch oft genug ertappen bei einem alten Volks- und Aberglauben. Wir haben es doch nicht gern, wenn uns unverhofft frühmorgens eine schwarze Rahe über den Weg springt. Gewiß, im Ernst glauben wir nicht daran, daß dies wirklich etwas zu bedeuten hätte, aber es verdrießt uns doch und warum verdrießt es uns, weil wir eben doch noch etwas abergläubisch sind. Wie weit solcher Aberglauben geht und wie tief er nicht zuletzt auch in unserem Erzgebirge verankert ist, das haben wir oft genug auch hier in den erzgebirgischen Heimatblättern durch den Abdruck von erzgebirgischen Sagen und Geschichten bekundet. Nachfolgend finden unsere Leser eine recht interessante Abhandlung von Ad. Rose, die von den Kreuzwegen im Volksglauben spricht und die erkennen läßt, daß leider auch manche Religionen, dem Volke zuliebe, auf solchen Aberglauben, also auf Glaubensverirrungen, eingegangen sind. Ad. Rose schreibt: „Kindheitserlebnisse hinterlassen fast bei allen Menschen nachhaltige Eindrücke und bleiben

oft lange haften, besonders wenn es sich um etwas Geheimnisvolles handelt, was man sich nicht erklären kann. In späteren Jahren bei gereiftem Verstand findet man vielleicht eine Erklärung dafür, aber im Gefühlsleben spielen solche Eindrücke noch oft eine Rolle. Wenn wir als Kinder in den Wald gingen, um Beeren oder Holz zu suchen, achteten wir sorgfältig darauf, daß auf Kreuzwegen nicht gesprochen wurde, denn da — so wurde gesagt — würde man kein Glück haben oder einem etwas Schlechtes zuflohen. Auch noch vieles andere wurde erzählt, was sich an



Das Nordkreuz am Fürstenweg bei Cranzahl gilt dem Gedenken des Mechanikers E. F. L. Zeuner, der an dieser Stelle am 17. Oktober 1846 einem Raubmord zum Opfer fiel.

Kreuzwegen zugetragen hatte und sich noch zutrug. Man konnte als Kind nicht ohne Herzklopfen an solchen Orten vorübergehen. Kreuzwege spielen bei allen germanischen, als auch bei vielen anderen Völkern eine wichtige Rolle in der Volkspoesie. Da die gleiche Bedeutung der Kreuzwege bei fast allen Völkern, auch bei den alten Indern und Griechen gilt, so hat dieselbe mit der christlichen Bedeutung des Kreuzes bestimmt nichts zu tun. Sie stammt unzweifelhaft aus dem unheimlichen Gefühl der Ratlosigkeit, welche dem Wanderer besonders nachts an einem Kreuzweg befällt; von sich selbst verlassen glaubt er sich der Macht der Schicksalsmächte oder der Geister anheimgefallen. Geht er irre, so ist er von tödlichen Geistern irreführt. Wie bei vielen Völkern, ist auch bei den germanischen der Kreuzwegglaube und Kreuzwegkult aus dem alten Totenglauben und Totenkult entstanden. Allgemein verbreitet unter der Menschheit ist der Glaube an das körperliche Fortleben des Menschen nach dem Tode und die Angst vor seiner Wiederkehr, um die Lebenden zu schädigen. Aufenthaltsort der Toten auf ihren Fahrten waren die Kreuzwege, Ruheorte die Gräber oder die Orte, wo der Mensch den Tod gefunden hatte. Hier errichtete man ihm Steine, damit er in diesen wohne, auf ihnen ausruhen könne. Auch dieser Steinkult ist weiter über die Grenzen Deutschlands bekannt. Nach Aufkommen des Christentums wird es Sitte, an Stelle des einfachen Steines ein Steinkreuz zu setzen. Diese Steinkreuze befinden sich besonders an Kreuzwegen und Weggabelungen oder in ihrer Nähe. Im Volksglauben ist und bleibt der Stein Aufenthalts- und Ruheort der Toten, an dem man den Totenpflichtigen nachkam, um den Toten Ruhe zu verschaffen und schädigenden Wiedergang zu verhindern. Wie lebendig die Vorstellung der Wiederkehr der Toten noch im Volke ist, zeigt die Tatsache, daß noch an verschiedenen Orten Stroh an Kreuzwegen niedergelegt wird, damit der Tote auf ihm ausruhen könne. Der Brauch, Steine auf den Todesort oder Begräbnisplatz eines Menschen zu werfen, der eines unnatürlichen Todes gestorben ist, war schon im Altertum bekannt und ist weit verbreitet. In der Anschauung des Volkes besteht zwischen Steinkreuz und Kreuzwegen der engste Zusammenhang, an beide knüpft sich der gleiche Aberglaube. Es gibt fast keine deutsche Sagensammlung, in der sich nicht Wiedergängersagen an Kreuzwege knüpfen. Hier erscheinen die Toten als Irrsüchtiger, als feurige Hunde, als Menschen ohne Kopf, als feurige Reiter usw. Hier wird das Geschick der Toten zertrümmert, damit er nicht wiederköhre. Aber nach dem Volksglauben kann man noch mehr an Kreuzwegen sehen: Hier kann man die „Wilde Jagd“, das „Wütende Heer“, die „Schar der Toten“ sehen, hier rastet sie mit ihrem Führer. Dieser Glaube an den „Wilden Jäger“ ist ebenfalls weit verbreitet. Der „Wilde Jäger“ soll der umgehende Geist eines vornehmen Mannes sein, der seiner Leidenschaft zur Jagd rücksichtslos fröhnte, auch an Sonn- und Feiertagen und dafür bis an den jüngsten Tag jagen

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

türschwelle vergräbt. Der Kropf geht weg, wenn man sich an drei Abenden bei zunehmenden Monde schweigend auf einen Kreuzweg stellt, einen Stein aufhebt, damit den Kropf berührt und dann den Stein hinter sich wirft und dreimal spricht: „Was ich seh' nehme zu, was ich angreife, vergehe, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“. Diese Annahme zeigt deutlich auf einen altgermanischen Brauch aus vorchristlicher Zeit hin. Die alten Deutschen legten nachgebildete Glieder an Kreuzwegen nieder, um dadurch Heilung von Krankheiten zu erlangen. Unter römischem Einfluß sind dann frühzeitig diese Gegenstände in Tempeln aufgehängt worden. Dieses zeigt sich zuerst in der Rheingegend, und zwar noch im Heidentum. Noch heute finden sich in katholischen Ländern in Kirchen und Kapellen zahlreiche Botivgaben und Weihgeschenke aufgehängt, jene als Dankesgabe für gewährte Gesundheit oder Unterstützung, die der Kranke vom Kirchenheiligen empfangen zu haben glaubt, die Weihgeschenke, um von dem Schutzpatron Heilung oder Unterstützung zu erlangen. Der Glaube an die Kraft solcher Gegenstände, die aus Holz oder Wachs nachgebildet sind oder mit dem kranken Gliede in Berührung standen, ist weit verbreitet. Auch

bei den Germanen hat er schon in heidnischer Zeit geherrscht, denn einzelne Geistliche erklärten im 7. Jahrhundert diesen Brauch als Sünde und versuchten, ihn wegzubringen. Der Brauch wurzelte aber so fest im Volke, daß weiter nichts übrig blieb, als ihn weiterzuführen als Heiligen- und Reliquienkult. Nun wurden Kirchen und Kapellen Aufnahmeorte von Weihgeschenken einzelner Personen, die dadurch ihr Leiden zu beheben glaubten. Wurden diese Nachbildungen und Verbindungsgegenstände in vorchristlicher Zeit an Kreuzwegen niedergelegt, so haben wir hierin einen sicheren Beweis, daß man diesen Brauch im heidnischen Totenkult zu suchen hat. Auch hat man hölzerne Nachbildungen menschlicher Glieder in Gräbern gefunden. Der Heiligenkult ist nur eine Umwandlung des altheidnischen Totenkultes. Man erhoffte nicht die Heilung von den Heiligen, sondern von den Toten.

Der Glaube an Geister und böse Mächte, an Hexen und Wiedergänger wird noch lange im Volke eine Rolle spielen und somit auch der Aberglaube um Kreuze und Steinkreuze. Sagen und Erzählungen, die die Volkspheantasie um diese Orte spinn, lassen uns Einblicke in die Volksseele tun. *Ed. Kose.*

Nooch 'n Feierohnd

De Zylinder-Deputatiu

Wie hobn mer immer gleich gesunge, wu mer noch gunge Bärshle warn un bei ner Kindtaafet oder Hochzig es erschte Mol em Zylinderhut uf ne Kopp hatten? Nooch e paar Gelaasel Bier oder Wei, do hot dar Hut noort mitgelacht un hot derbei sene gerode Halting verlorn, wenn's schmattern tat, wos de Raahl haargob: Schön ist ein Zylinderhut, wenn man einen besitzen tut!

Der Paulich-Ernst hot es halbe Hunnert schie sei lang überschritten. Un doderbei hätt er dos schie Berschel bei ner wichtigen Gelaagnaat noch emol aus vuller Raahl singe mögn, ober net vür Frad, vür Buffet. Dos war, wie er zur Zylinder-Deputatiu gehöret.

Dreißig Gahr lang hot der alte Regelklub „Sagonia“ schie zammgehalten. Do war dos doch e gruze Ehrnsach für de Regelbrüder, daß se ze der Silberhochzig vun ihrn alten Kambruder Edward e Deputatiu bestimmeten, die enn tüchtign Glückwunschedner an der Spiz hatt. Wenn e su e schie Reglerbild aus Silber überreicht wern sollt, do gehöret aahn aah e racht erschte Apsproch derzu. De Deputatiu mußt döswaagn e guts raten hobn, sich richtig benamme könne un überhaupt sientierlich mußt de ganze Deputatiu sei. Döserhalbn de Regelbrüder ihre Bürstansmitglieder bestimmt, ne nert Valentin, ne Schmiedel-Mag un ne Paulich-Ernst. Su, wußten se, daß de Sach in besten Händen war.

„Kleider machen Leute“, saht der Valentin ze sene zwee Freind, „wern mer wuhl alle dreie unnern Gehrock azieh un ne Zylinder derzu aufsetzen. Waar ze fötter Gelaagnaat gratulieren kimm, daar trägt när ne Zylinder. Un für su ne Deputatiu gehärt sich dos erscht racht. Wie denkt ihr, Regelbrüder?“

„Natürlich, ohne Zylinder wär dos doch e Sach gerod wie e barfüßiger Breitigam!“ Daare Mahning war der Mag un aah der Ernst.

Der Sunntigvürmittig war rakumme. Uf der hartgefrorene Stroß lachtet de Sunn. Der Mag war schie ben Valentin eigetroffen. Der Ernst schwenket in senn Gehrock un weißen Schlips der Dorfstroß no un hatt sei Zylinderschachtel ganz akkerat unter senn Arm geklemmt. Fei lang war daar Festhut net uf senn Kopp nauftumme. Heit söllt er wieder emol gelänzen.

„Es werd Zeit, Ernst, daß de kimmst“, begrüßeten der Valentin un der Mag ihrn Freind, „nu oder laut, zun Mittagassen

wölln mer net erscht bei unnern Silberbrattigam eitrafen!“ Se verpaffeten noch emol ihre Zylinder, guketen sich in Spiegel aah noch emol a un warn mit ne Ernst senner Gehrockgarnitur racht zefrieden. Bluß sei Zylinder fahlet ne noch. „Schi gut“, saht der Ernst, „ich bi gleich fertig!“ Doderbei langet er nooch senner Zylinderschachtel, die er ganz fürsorglich uf der Nähmaschine hiegelegt hatt, als wär e Mannel rohe Eier drinne. E aanziger Griff an der Schnall, un — de Schachtel war auf. Alle dreie standen drümrüm, guketen nei, guketen enanner wieder a, taaner saht e Wort, un alle dreie warn se stacelsteif. Der Ernst hatt de laare Schachtel mitgebracht! Inu su e Schrack! Es daueret net lang, do hatten die zwee ihre natürliche Farb wiederkriegt un plazeten nu mit der Vach raus. Nooch ner Weile kam aah ne Ernst sei Sproch wieder. Wos er ober gesaht hot, is nischt für annere Leit. Mans ober hot er sene zwee Freind ans Herz gelegt: „Daß ihr in Gottes Willn nischt ausreden tut!“

„Linda“, schrier der Valentin ze sener Fraa der Trepp nau, „brenge gleich emol alle Filzhüt ro aus menn Schrank, ober alle, die ich hob. Menn Zylinder fast de wieder nauftrogn. Heb derweile aah ne Ernst sei laare Schachtel racht gut auf bis mer wiederfomme!“ Der Mag war ufs Kanapee gesalln, lachtet immer noch un gob enn Schraa nooch ne annern. Nocheris saht er, wie er wieder zu sich kumme war: „Ernst“, saht er, „heit müßt mer schie wieder mol singe: Schön ist ein Zylinderhut, wenn man ein'n besitzen tut.“ *Edwin Bauer sachs.*

Humoristische Ecke

Trennungschmerz. Der Urlaub war kurz. Nach vierzehn Tagen mußte er wieder nach Darmstadt. Die Urlaubsbraut brachte ihn zur Bahn. „Vergiß mich nicht, Erich!“ Erich lächelte: „Ich dich vergessen? Wo ich vor kurzem einen Gedächtniskursus mitgemacht habe?“

Ein Denzettel. In Wien nimmt man die Dinge leichter. „Was hast du denn da am Auge, Franz?“ „A Beulen.“ „Von wem denn?“ „Von unserm Zimmerherrn.“ „Habts euch vielleicht gestritten?“ „Na. G'stritten ham mir net. Aber er will net, daß i mit seiner Frau pouffier —“

Neugierig. „Was ist'n Ihr Mann von Beruf?“ „Er reist in Hemden und Unterhosen.“ „Was Sie sagen, bei dieser Bitterung?“

Das Kleinauto. Dickwanst wollte ein Auto kaufen. Der Autohändler zeigte ihm eines. „Nehmen Sie dies!“ — „Es ist zu klein!“ — „Nehmen Sie zwei!“

Das Wunder von Nürnberg / Wiederkehr eines ewig jungen Erlebnisses

Wieder flattern die Fahnen und Wimpel in den Straßen und Gassen Nürnbergs. Wieder stauen sich die Menschenmengen, bilden jubelnde Spalier, überschütten den Wagen des Führers mit stürmischen Rufen. Es ist ein einziges klingendes Grüßen, und alles ist neu und beglückend wie am ersten Tage. Denn dies ist das Wunder von Nürnberg, daß niemals die Gewohnheit ihr edes Haupt erhebt, daß jährliche Wiederholung den Schwung der Begeisterung nicht erlahmen läßt, daß die festliche Stimmung alles mit sich reißt, was in den Mauern dieser Stadt lebt. Man spürt förmlich, wie die Luft geladen ist von der Ballung der Kraft, der Konzentration des Willens. Nirgends wird das ungetrübte, einheitliche Gefüge von Nation, Staat und Partei, von Volk und Führung so überzeugend deutlich wie in Nürnberg. In das Braun und Schwarz der Ehrenkleider der Bewegung mischt sich das Grau der Wehrmacht. Es ist der Geist des Nationalsozialismus, der diese unverlöschliche Flamme nährt und hütet. Dieser in einem langen und harten Kampfe gehärtete und geläuterte Geist der nationalsozialistischen Bewegung ist der Geist der deutschen Nation, des deutschen Volkes geworden. So geht



von dieser Sammlung politischer Willenskraft eine Welle der inneren Erhebung aus, die sich bis in die letzten Nerven des Volkskörpers fortsetzt. Wer in diesem Erleben nur ein Auslöschen aller Persönlichkeitswerte erblicken will, der ist blind für den tiefen Sinn dieser Tage. Denn wir Nationalsozialisten erblicken in der restlosen Hingabe an die Volksgemeinschaft niemals eine Zerstörung, sondern nur eine ungeahnte Steigerung unseres persönlichen Eigenwertes. Aus dem Gemeinschaftserlebnis heraus steigern sich unsere Kräfte zur letzten Entfaltung. Wir wachsen über uns hinaus, wenn uns hier der große Atem einer geeinten Nation und ihrer starken Führung anweht.

So ist Nürnberg und wird es immer sein. Denn das ewige Leben des Volkes, das den einzelnen überdauert, wird hier immer wieder seinen lebenbezeugenden Ausdruck suchen und finden. Aber der Geist von Nürnberg ist die ewig atmende Seele des Volkes. Solange dieses Volk lebt, wird es dieser Geist nie verlassen.

Bild oben rechts: Der Führer vor dem Wahrzeichen Alt-Nürnbergs, der herrlichen Liebfrauenkirche.

(Presse-Hoffmann, Zander-Multipler-R.)

Bild mitte: Im Flugzeug über dem Gelände des Reichsparteitages, dem Cuißpoldhain.

(Presse-Hoffmann, Zander-Multipler-R.)

Bild nebenstehend: Der Führer auf der Fahrt durch die Stadt.

(Bildtelegramm, Weltbild, Zander-Multipler-R.)